

Zwei Monumente am Genfersee

Autor(en): **Gubler, Jacques**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

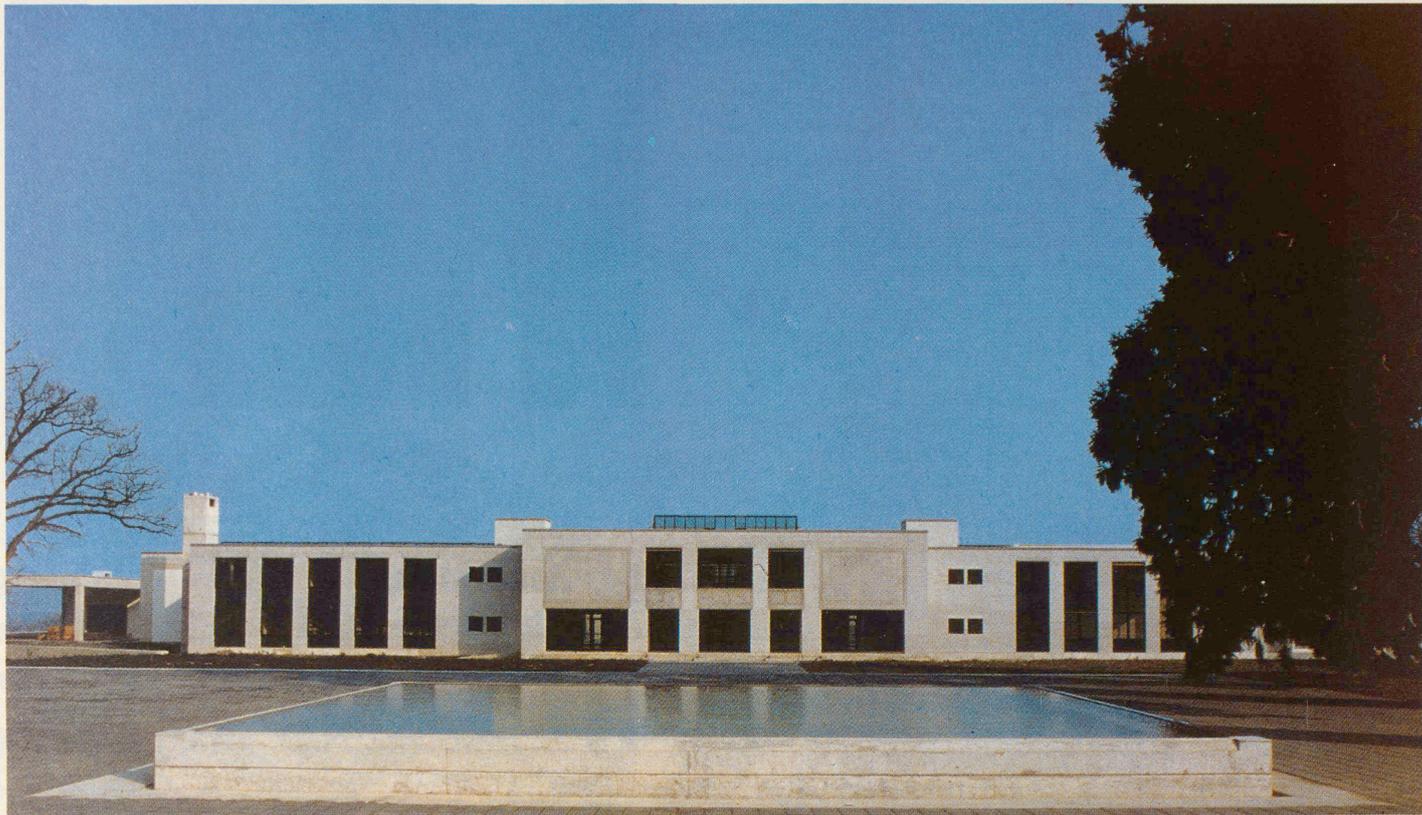
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zwei Monument

VON JACQUES GUBLER FOTOS: JEAN JEKER

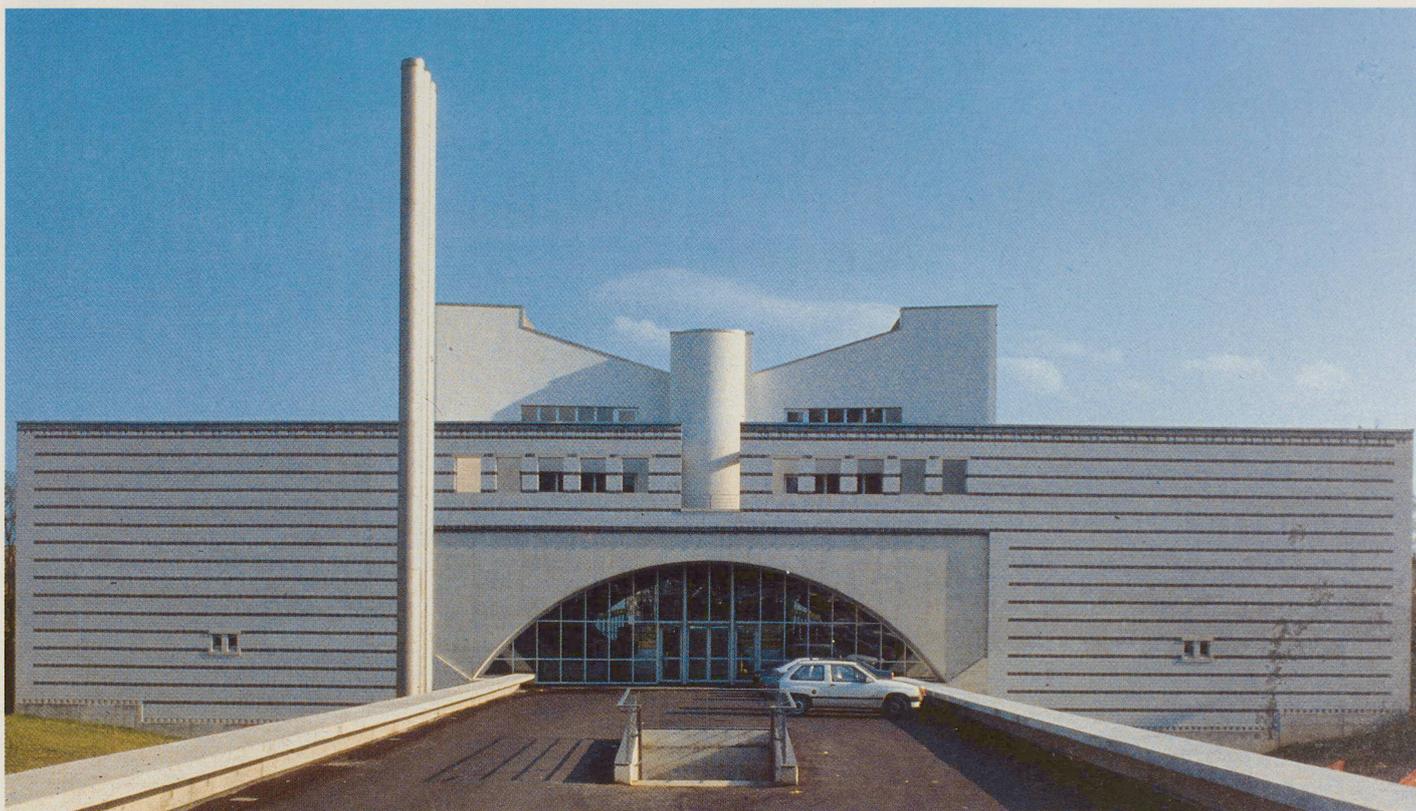
Ein ähnliches Bauprogramm führte zu unterschiedlichen Ergebnissen. Die ruhige Schönheit im einen, die pathetische im andern Fall. Die Baufachschule in Tolochenaz bei Lausanne, Architekten Patrick Mastel und Bernard Gachet, und das Gymnasium in Nyon von Vincent Mangeat sind beides Schulhäuser, mit verschiedenem Ausdruck allerdings.

Seit ein paar Jahren ist immer deutlicher geworden, dass es auch in der französischen Schweiz eine zeitgemässe oder «junge» Architektur gibt. Der Tessiner Architekt Paolo Fumagalli, Redaktor von «Werk, Bauen + Woh-

nen», schrieb in der thematischen Nummer «Mai 86: Frühlingsszenen in der Architektur der französischen Schweiz»: «... Die französische Schweiz ist eigentlich ganz in Ordnung, wenn sie nur ihre vererbten Minderwertigkeitsgefühle aufgibt und ein klares und qualifiziertes Profil annähme. Die französische Schweiz ist schliesslich nicht, wie uns die französischen Schweizer selber weismachen wollen, eine Provinz: Sie ist ausgedehnt genug, um eine Region zu bilden; sie hat zwei grosse dynamische Städte, von denen die eine zu den internationalsten der Welt gehört; sie hat eine vollständige Universitätsstruktur; sie hat zwei Architekturschulen; sie hat öffentliche Stellen, die gegenüber der Architektur sehr sensibel sind und an die Spitze ihrer Dienste qualifizierte

Architekten gesetzt haben; sie ist auch ein Landesteil, wo viele Architekturwettbewerbe durchgeführt werden; sie besitzt Zeitungen, Zeitschriften, ein eigenes Radio und Fernsehen.»

Auch wenn diese Argumentation nicht ganz stichhaltig ist – weder Genf noch Lausanne sind «Grossstädte», und die Region um den Genfersee deckt nicht die gesamte französische Schweiz ab, wo das fachliche Können nicht unbedingt breiter gestreut ist als anderswo –, so beweist die Ansicht Fumagallis aus dem Jahr 1986 doch angemessene Neugier und freundschaftliche Erwartung. In den letzten drei Jahren ist die Architekturdiskussion intensiver geworden, und die Standpunkte klärten sich. Als Beispiele seien erwähnt: das Buch von Georges Descombes «Il territorio transitivo», die



e am Genfersee

Geburt und Entwicklung der Zeitschrift «FACES» an der Architekturschule der Universität Genf und mehrere Ausstellungen in Freiburg, Lausanne, La Chaux-de-Fonds und Genf. Heute ist es sogar möglich geworden, von einer zeitgenössischen Architektur im Wallis zu sprechen. Neulich stellte, anlässlich einer Ausstellung «junger Wölfe» aus der französischen Schweiz im Architektur-Forum Zürich, der Architekturkritiker Martin Steinmann, Architekturprofessor an der ETH Lausanne, zur möglichen typischen «architecture romande» fest: «Welsch ist das Regelmässige, das A-B-A-B-A, der Geschmack für Ordnung... das Akademische...»

Aus Steinmanns These ergibt sich, dass wir es in der Schweiz mit zwei verschiedenen Rationalismen zu tun ha-

ben. In der deutschen Schweiz herrscht die Tradition des neuen Bauens vor, die lebendige Erinnerung an Hans Schmidt, Paul Artaria, Rudolf Steiger, Carl Hubacher, Emil Roth, das heisst: jene neue Architektur, die Alfred Roth proklamierte und verbreitete. In der französischen Schweiz dagegen stützt sich der Rationalismus auf das napoleonische 19. Jahrhundert, den akademischen Rationalismus und den Unterricht Jean Nicolas Louis Durands an der Ecole Polytechnique in Paris. Aus Steinmanns verführerischer These sei hier lediglich eine Aussage festgehalten: Die zeitgenössische Architektur der französischen Schweiz ist etwas anderes geworden als in der deutschen Schweiz.

Ende der siebziger Jahre und vor allem Anfang der achtziger Jahre, als

in der Schweiz in allen Kantonen und in über 2000 Gemeinden der thatcheristisch anmutende Ruf nach «weniger Staat» laut wird, übernimmt es die Architektur, den dümmlichen Zynismus dieser Forderung vorzuführen. Es sind nicht nur die Architekturprogramme der freien Unternehmer – Büros, Dienstleistungszentren, private Häuser –, die zu Zersiedelung und zum Verschwinden des öffentlichen Raums führen; es ist genauso die minderwertige Architekturqualität der Bauten, die meistens von privaten Bauherrschaften, namentlich den «developers», aufgestellt werden. So hat die öffentliche Hand gleich eine doppelte Aufgabe: einerseits für die technische Infrastruktur und die «architecture publique» zu sorgen, andererseits die Fehler des Privatsektors zu

Tolochenaz: Ausbildungszentrum des Baumeisterverbandes in Tolochenaz bei Lausanne, 1983 bis 1988. Patrick Mestelan und Bernard Gachet, Architekten, Mätter SA und Piquet SA, Ingenieure. Nordfassade mit davorliegendem Platz.
Nyon: Gymnasium in Nyon, 1984 bis 1989. Vincent Mangeat, Architekt, J.F. Cevey und E. Grossenbacher, Ingenieure. Nordfassade.



Tolochenaz: Blick in der Achse des Hofes. Die pavillonartigen Volumina sind in ruhigem Rhythmus gestaffelt. Bild unten: Axonometrie der Schulanlage.

verbessern. Der Architekturwettbewerb ist das eigentliche «standesgemässe» Zunftzeichen der Freiberufllichen: Allerdings gehören dazu Wettfeiter, Fairplay, Respekt vor der Konkurrenz und Akzeptieren des Entscheids. Voraussetzungen für einen Wettbewerb sind aber auch ein klares Programm, fachliche Kompetenz des Preisgerichts und die Öffentlichkeit der Beteiligung. Ohne auf die Skandale, Abrechnungen oder «Affekthandlungen» einzugehen, muss eines hervorgehoben werden: Für junge Architektinnen und Architekten ist der Wettbewerb oft der einzige Weg zum

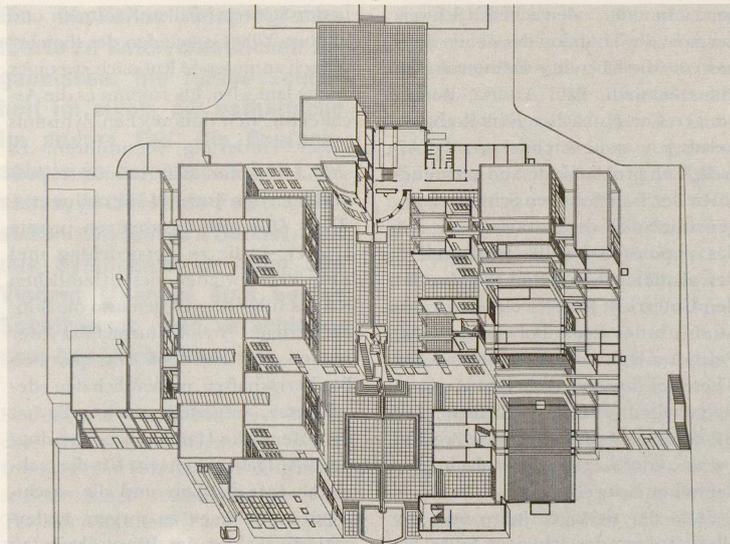
Durchbruch, zur Realisierung des ersten Werks.

Dies war zumindest in den letzten zehn Jahren in der französischen Schweiz – und besonders in der Waadt und im Wallis – der Fall. So gewann der Wettbewerb für das Gebäude des Waadtländer Staatsarchivs 1980 eine sinnbildliche und historische Bedeutung. Die Bauausführung wurde dem Atelier Cube aus Lausanne, einem «jungen Büro», übertragen. Es hatte ein hervorragendes Projekt vorgeschlagen, das allerdings einen völligen Bruch mit der gängigen lokalen Praxis bedeutete, sowohl vom Konzept wie

auch von der Qualität her gesehen. Auch die zwei hier vorgestellten Gebäude gingen aus Wettbewerben hervor: Sie beherbergen neuartige Institutionen und beweisen die Überlegenheit der öffentlichen Architektur.

Die Baufachschule von Tolochenaz der Architekten Patrick Mestelan und Bernard Gachet entstand aus einem Wettbewerb, der vom Waadtländer Baumeisterverband im Winter 82/83 ausgeschrieben worden war. Das Gymnasium von Nyon ist das Ergebnis eines Wettbewerbes des Kantons Waadt aus dem Jahre 1984. Vincent Mangeat gewann den ersten Preis. Wir stellen die zwei Projekte nebeneinander, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten.

Betrachten wir zunächst den Gebrauch der Symmetrie. Bei der Baufachschule verfügen wir über einen von den Architekten verfassten Text, der ihr Vorgehen beim Entwerfen erklärt. Dieses Vorgehen vertreten sie seit zehn Jahren, unabhängig vom vorgegebenen Programm: «Bei unseren Forschungen haben wir ein doppeltes Interesse an der Symmetrie. Zunächst einmal liegt sie den einfachen und elementaren geometrischen Formen zugrunde, deren räumliche und topologische Eigenschaften wir entdecken wollen. Darüber hinaus deckt die Symmetrie – sei sie auf eine Achse oder auf einen Punkt bezogen – Probleme bei der Organisation des Raums gleichzeitig unter dem Aspekt der Hierarchie





und Äquivalenz auf. Die Symmetrie schafft ständig eine Zentralität und differenziert und privilegiert bestimmte Räume im Hinblick auf ihren Platz in der Gesamtkomposition sowie im Hinblick auf Bewegung und Licht.»

Vor mir haben sich bereits drei Kritiker zur Geschicklichkeit geäußert, mit der Mestelan und Gachet die Lichtführung und die Raumbgliederung zu verbinden wissen. Dazu ein Kommentar des Genfer Architekten Jean-Marc Lamunière, des «Dear Old Master» Mestelans und Gachets: «So vertiefen diese Architekten ständig ein Entwurfsverfahren, das ein Bauprogramm bis in seine Fundamente und Voraussetzungen befragt, um eine kompakte und autonome Synthese zu erzielen. Gleichzeitig dazu fragen sie genau, welche Zusammenhänge zwischen Raum, Licht und Formzusammenhänge zu schaffen sind, um eine Gestaltungsgrundlage und Formzusammenhänge zu erarbeiten. Die Typologie, von der man sagen kann, dass sie an jene von Jean Nicolas Louis Durand erinnert, erscheint als Logik und sogar als Scholastik, die die Denkart des Entwurfs leitet. «Principium importans ordinem ad actum» (Thomas von Aquin).»

Martin Steinmann, der zweite Kritiker, fragt sich, ob diese Architektur vielleicht nicht von einem Zuviel an Ordnung bedroht wird, um noch ihre Faszination zu bewahren: «Das Schulhaus schafft mit dem Hof seine Ord-

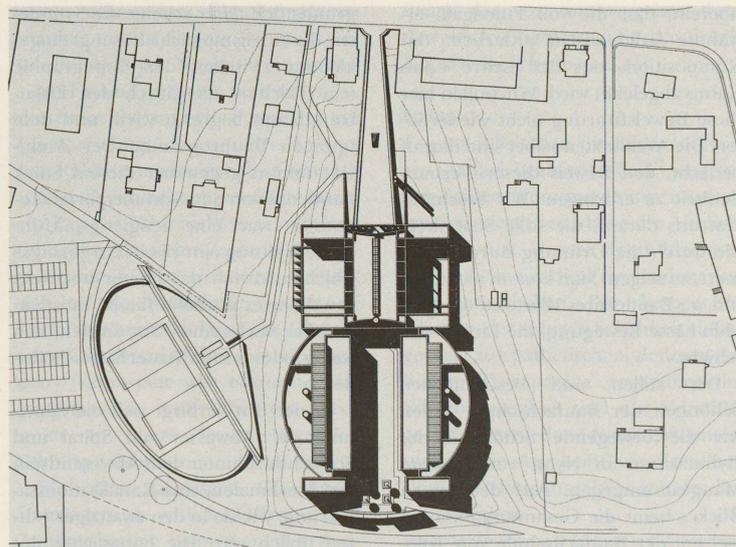
nung, eine totale Ordnung, in der die Teile soweit existieren, als sie eben da sind: Teile, die ihre «raison d'être» und ihre Form in einem Ganzen finden. (Dass Bauen das ist, was die hier unterrichteten Berufe gemeinsam haben, kommt gelegen als Sinn, ist aber nicht wesentlich; wesentlich ist das Ganze als Form).»

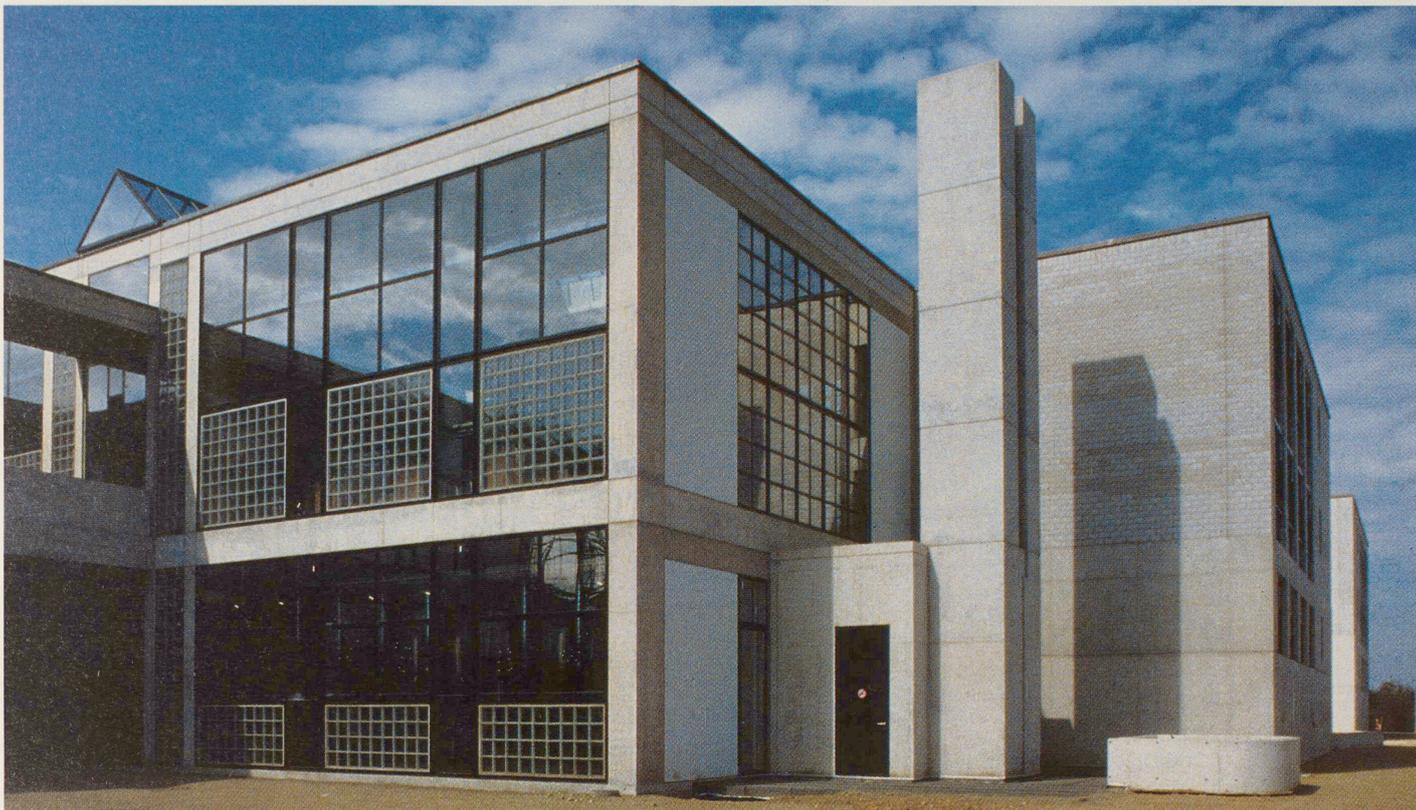
Diese Entwurfshaltung – das Blockartige und Ganzheitliche als Gegensatz zum Risiko und zur Überraschung – schliesst trotzdem das anschauliche Vorführen der Bautechnik nicht aus, da hier gilt: Konstruieren = Entwerfen. Dieser Grundsatz, das «Wie es zu-

sammenhält», wurde von Paolo Fumagalli, dem dritten Kritiker, beschrieben: «Dieser Wille, mit Methoden zu arbeiten, die wir als didaktisch definiert haben, sowohl in der volumetrischen Gesamtkomposition wie in der Auswahl der Details bei den Baumaterialien, findet auch seinen Grund im funktionellen Thema. Es ist wichtig, dass in dieser Schule für zukünftige Bauarbeiter der Schüler die Elemente, aus denen sich die Architektur zusammensetzt, und ihre Beziehung zueinander erkennt.»

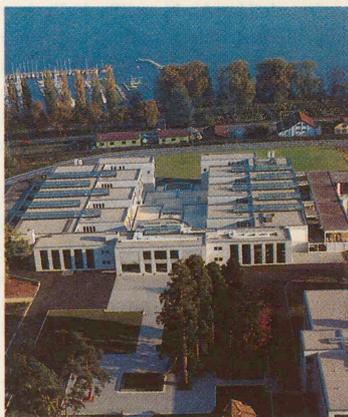
Alle Kritiker der Baufachschule von Mestelan und Gachet stimmen darin

Nyon: Blick in der Achse des Hofes. Ein Bühnenbild mit Brücke, Uferbefestigung und Tiefenwirkung. Bild unten: Situationsplan der Schulanlage.





Tolochenaz: Ausschnitt aus der Ostfassade. Die einzelnen Baukörper sind nach dem Prinzip «Komposition» zusammengefügt. Blick in der Gebäudeachse: vom Jura zum Genfersee.



überein, dass die von Fumagalli erwähnte «didaktische Klarheit der Komposition» aus der Lehre Louis Kahns abgeleitet wird. Wir wollen hier diese Beweisführung nicht wiederholen. Die Architekten selber sind darauf bedacht, den Beweis dieser Verbundenheit zu erbringen. Wir beschränken uns darauf, die stille Schönheit, die durch die Ordnung durchschimmert, zu zeigen. Man kommt nicht umhin, an Baudelaires Worte zu denken: «Ich hasse Bewegung, die Linien verschiebt.»

Der stillen und beschaulichen Schönheit der Baufachschule stellen wir die bewegende Schönheit des Gymnasiums in Nyon von Vincent Mangeat entgegen. Auf den ersten Blick scheint die Gesamtorganisation viel mit der Baufachschule von Tolo-

chenaz gemeinsam zu haben. Die Symmetrie weist in beiden Fällen auf ein bestimmtes Entwurfsvorgehen hin. Doch hat die Symmetrie ganz verschiedene Ursprünge.

In Tolochenaz ergeben die sich kreuzenden Achsen einen städtischen Raster, aus dem nicht nur die Abmessungen und die Regelmässigkeit der Tragstruktur, sondern auch die Anordnung des Hofes, des Platzes, der Gärten, der Eingänge und Wege herfließen. So versteht sich Tolochenaz als einen Stadtteil, einen Terrassentyp am Stadtrand zwischen Eisenbahn und Autobahn.

Auch in Nyon ist das Areal ein Restgrundstück. Hier scheint die Symmetrie die einzig mögliche Lösung: eingeklemmt zwischen der Topographie (ein Tälchen, das durch den Eisenbahndamm begrenzt wird) und dem üppigen Bauprogramm. Der Architekt nimmt gegenüber diesem Stück Land, das von den Schrebergärten kolonisiert war, eine neugierig-mitfühlende Haltung ein: «Es ist ein einstiges Tälchen, durch das immer noch ein kanalisiertes Bächlein fliesst. Es ist ein ziemlich verlässlicher Ort, an dem sich wenig oder nichts Dauerhaftes befindet.»

In der Tat verbirgt sich die Ableitung der Abwässer von Spital und Schlachthof hinter dem Abwesendsein von Merkmalen, eine Kanalisationsanierung, wie sie in den zwanziger Jahren üblich war. Die Längsachse des

Tälchens entspricht derjenigen des Projektkörpers. Projektkörper will sagen: Körper einer Gitarre, das bildliche Thema des Projekts. Am Anfang, zur Zeit des Wettbewerbs, wollte das Projekt eine Bilderwelt zum Ausdruck bringen, die aus der Lektüre der Topographie abgeleitet ist; der Ort wird dadurch zu Fluss und Tal, ruft nach «Kunstabauten» im Sinne des Ingenieurs: Brücken, Steinpackungen, Strebepfeiler, Kanalisationen.

«Der Kopf des Gebäudes verbindet die beiden Ufer und enthält die Versammlungs- und Aufenthaltsräume – ein Brücken-Bau.»

«Die Klassenräume längs den Ufern gestalten die Böschung und befreien die Talmitte.»

Diese Aussagen des Architekten sind wohl eher verlockend als belehrend. Denn die «primären Formen» des Projekts sind Teile einer Aufführung, die auch an andere Bilder denken lässt – Gitarre, Wald, Dampfer, Kleinstadt –, aber nach Analogieschluss auch an bekannte Architekturthemen erinnert: Hof, Triumphbogen, innere Strasse. Wir wollen hier nicht die Metapher und ihre zuweilen vernebelnde Wirkung verurteilen, sondern die Tatsache kritisieren, dass das Projekt des Gymnasiums von Nyon einen Hang zum Pathos hat. Dem Ideal der Durchsichtigkeit und der Ruhe in Tolochenaz steht in Nyon die Poesie des Undurchschaubaren, der Überreizung gegenüber.



Beiden Projekten ist jedoch eine Wurzel gemeinsam: Louis Kahn. Von ihm übernehmen beide Bauten die Lektion des Einzelraums (room) als Baustein des Entwurfs. Eine Lektion, die dem Bauprogramm einer Schule entspricht. Wir finden noch eine Lektion Kahns: die Art, mit der das Licht buchstäblich «gebaut» wird. Anstrengungen, um das von oben einfallende Tageslicht zu bündeln, werden besonders deutlich. Hat Margeat Kahn auf dem Weg über Bottas Auseinandersetzungen mit dem Licht erreicht? Mestelan und Gachet ihrerseits sind Wallfahrer in Richtung Dacca; Kahns dortige Bauten lassen grüssen.

Es wird deutlich, wie beim Gymnasium von Nyon die Architektur den Ort erst schafft, die Situation besiegt und dadurch erst die Gestaltung schafft. Denn darum geht es schliesslich: Wir stehen vor einer plastischen Gliederung, die ohne Vorbild ist. Ich war erstaunt festzustellen, wie die Bilderwelt des Wettbewerbsprojekts, die in den Grundrissen, im Modell und den perspektivischen Schnitten so wichtig war, während des Baus sich auflöste. An ihrer Stelle entstand eine eigenständige Gestalt, die nur schwer als ein oder gar *das Ding* erfassbar ist.

Als 1984 eine Polemik um den Wettbewerb entbrannte, warfen einige Architekten Margeat vor, er spiele Speer. Damals verteidigte ich die Monumentalität des Projekts, da ich es angemessen fand, dass eine Schule ihre Bau-



masse neben dem Eisenbahndamm sichtbar macht; dies um so mehr, als der Bahnhof von Nyon mit einem emsigen Einkaufszentrum verbunden ist, dessen architektonische Formen an ein Eisenbahnunglück erinnern. In diesem Rahmen musste sich das Gymnasium von Nyon behaupten. Seine intensive Präsenz rührt nicht von der monolithischen Masse im Zustand der Repräsentation her, sondern gründet sich auf die dynamische Gliederung seiner Bestandteile. Das neue Gymnasium hat nur ein «Minimum an Fassaden» (kaum eine weit entfernte Eingangsfassade), dafür aber ein Maximum an übers Kreuz liegenden Schnittpunkten.

Für diese plastische Gestaltung, Überlagerung, seitliche Öffnung und Zwillingsbezüge kann man den Aus-

druck der «commotio» gebrauchen, der gleichzeitig Bewegung, Ausdruck, Ergriffenheit bedeutet.

Epilog

Es ist möglich, dass die Bilder, die diesen Artikel begleiten, die Eigenarten der beiden Monumente nur ungenügend wiedergeben, da sie die Ähnlichkeit betonen. Unsere Kritik hingegen wollte vielmehr die Verschiedenartigkeit herausheben. Die rhetorischen Themen der ruhigen Schönheit als Gegensatz zur pathetischen, der aristotelischen Transparenz gegenüber der Selbstbezogenheit sind nur Vorschläge, um verschiedene Ansätze zu untersuchen, die aber beide von derselben Voraussetzung ausgehen: von der Regelmässigkeit. ■

Jacques Gubler ist Professor für Architektur an der ETH Lausanne.

Nyon: Ausschnitt der Westfassade. Nicht Einzelvolumen, sondern eine Gesamtform nach dem Prinzip «Gestaltung». Übersicht des Gymnasiums. Lockere Gliederung widersprüchlicher Elemente.